

# Inhaltsverzeichnis

Einführung

Begrüßung

Zur Person: Präsident der Schweizerischen

Kommunikationsakademie (SKA)

## Kulturelle Diversität im Alpenraum

Workshop der Schweizerischen Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften

Thun, 29./30. November 2002

Alpen: Kultur, Sprache und Wandel / Ein Bericht

Walter Zempinger

Das, was die Alpen ist

Reinhold Kuhn / Die Alpen als kulturelles Schicksal

Franz Luft



Zum Kulturverständnis: Alpenforschung

Erz 6128

A-2845506

Schriftenreihe des Schwerpunktes «Alpenforschung»

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:

Daniela Ambühl  
Kathrin Pieren

© 2003 Schweizerische Akademie der Geistes- und  
Sozialwissenschaften  
Hirschengraben 11, Postfach 8160, 3001 Bern  
Tel. 031 311 33 76, Fax 031 311 91 64  
[sagw@sagw.unibe.ch](mailto:sagw@sagw.unibe.ch)  
<http://www.sagw.ch>

ISBN 3-907835-43-3

# Inhaltsverzeichnis

## Einleitung

### Begrüssung

- Iwar Werlen, Präsident der Interakademischen  
Kommission Alpenforschung (ICAS)* 7

## Begriffsbestimmungen

- Biodiversität: Prinzip und Messbarkeit 15  
*Bernhard Schmid*

- Ist Kultur messbar? 39  
*Hans-Rudolf Wicker*

- Alpine Kultur: Konstanz und Wandel eines Begriffs 53  
*Walter Leimgruber*

- Dort, wo die Adler fliegen 69  
Besonderheiten alpinen Lebens in der italienischen Schweiz  
*Franco Lurà*

## Zum Kulturprotokoll der Alpenkonvention

- Mit Lebensqualität die Abwanderung verhindern 85  
Wissenschaftliche Inputs zu einem Protokoll  
«Bevölkerung und Kultur» der Alpenkonvention  
*Kathrin Pieren und Thomas Scheurer*

## Anhang

- Zu den AutorInnen 99
- Alpenforschung in der SAGW 103

# Alpine Kultur: Konstanz und Wandel eines Begriffs

*Walter Leimgruber*

## Bioinvasion

Unter dem Titel «Biodiversität contra exotische, standortfremde, invasive Pflanzen» fasste die «Neue Zürcher Zeitung» (NZZ) am Sonntag vom 9. Juni 2002 einen in der Zeitschrift «Nature», (Bd. 417, S. 636) publizierten Versuch zusammen, der zu folgendem Schluss kam: Je vielfältiger die Flora, desto kleiner die Menge an invasiven Pflanzen. Ein Verlust an Biodiversität, so die Forscher, schwäche auch die Widerstandskraft des Ökosystems. Und bereits zwei Tage später folgte in der NZZ ein weiterer Artikel mit dem Titel «Risiken mit Exoten und transgenen Pflanzen. Exoten bleiben unerwünscht – Transgene sind umstritten», in dem festgehalten wird: «Das Eindringen exotischer Pflanzen und Tiere gilt als eine der Hauptursachen für den Verlust von Biodiversität.» Die Schweizerische Kommission für die Erhaltung von Wildpflanzen hat deshalb eine schwarze Liste unerwünschter «invasiver Neophyten» veröffentlicht. Es wird erforscht, wie und warum sich ein Teil der Exoten so «aggressiv» gebärdet. «Sie können die Einheimischen durch Konkurrenz, Hybridisierung, bei Tieren auch schlicht durch Auffressen zum Verschwinden bringen.»<sup>1</sup> In «World Watch» formulierte der Autor des Beitrags «Bioinvasion. Der Vormarsch der fremden Arten» eine unmissverständliche Botschaft: «Jeder Tag, der verstreicht, ohne dass etwas gegen die zunehmende biologische Verschmutzung unternommen wird, erhöht das Risiko, dass irgendwo auf der Welt wieder eine Art unwiederbringlich verloren geht, wieder ein Ökosystem von fremden Eindringlingen überrannt wird.»<sup>2</sup>

Prozesse in der Natur und kulturelle und gesellschaftliche Prozesse im Rahmen der Globalisierung können scheinbar in einen Zusammenhang gebracht werden. Hier wie dort werden unkontrollierte Wanderungsbewegungen beobachtet, Grenzüberschreitungen, Hybridisierungen: die Erosion tradiertter Ordnungen und ihrer als zentral gesehenen Werte und Grundlagen wie Eigenart, Ortsgebundenheit, Ursprung, gemeinsame Abstammung.

Es gibt offenbar etwas zu schützen, das bedroht ist – vom Fremden, Exotischen und Neuen. Die Ökologie untersucht die natürlichen Bedingungen des Lebens, um diese zu schützen, ein in keiner Weise zu kritisierender Ansatz. Sie unterscheidet sich damit in vielen Aspekten von weiten Teilen der Naturwissenschaften, die vor allem das Neue suchen und die Herausforderung darin sehen, etwas zu entdecken, was für das verwendet werden kann, was man gemeinhin als Fortschritt bezeichnet; die vorwärtsdrängen, nicht Rückschau halten oder den Ist-Zustand beobachten oder bewahren wollen.

Dieser Schutzgedanke ist den Kulturwissenschaften und insbesondere meinem Fach, der Volkskunde/Europäischen Ethnologie vertraut, ist doch seine Geschichte weitgehend lesbar als eine Reaktion auf die Moderne und ihre Veränderungen und als Versuch, davon Bedrohtes zu retten. Und gerade der alpine Bereich spielte dabei eine zentrale Rolle. Der Ausgangspunkt war wohl ein ähnlicher wie heute in der ökologischen Diskussion. Damals im 19. und frühen 20. Jahrhundert war es das als Verlust empfundene Verschwinden von Lebenswelten, die der Industrialisierung und Urbanisierung zum Opfer fielen, und die Angst vor den Umwälzungen der Moderne, welche die Welt in einem bis dahin nie gekannten Ausmass veränderten. Eine Angst, die von vielen geteilt wurde. Man wollte erhalten, sammelte Relikte und untersuchte aussterbende Formen. Die Ökologie reagiert heute auf ähnliche Erfahrungen, auf das Aussterben von Pflanzen und Tieren durch die zunehmende, im Rahmen der Globalisierung beschleunigte Nutzung und Zerstörung natürlicher Ressourcen.

## Bilder des Alpinen

Wenn wir den Begriff «alpine Kultur» hören, sehen wir in uns Bilder von schroffen Felswänden und saftigen Weiden, prächtigen Kühen und kräftigen Sennen, «getrönten» Häusern und schieferbedeckten Dächern, kämpferisch-eigensinnigen Berglern und fleissigen Bauersfrauen. Und wir hören Betruf und Jauchzer, Naturjodel und Alphorn, Geissenglöcklein und Treicheln. Welche Bilder und Töne tauchen bei den Begriffen mittelländische oder jurassische Kultur in uns auf? Wenn es sie überhaupt gibt, so dürften sie kaum so klar konturiert und so eindeutig zuweisbar sein wie im Falle der alpinen Kultur.

Unsere Altvorderen, Politiker, Historiker, Volkskundler, Pädagogen, haben ganze Arbeit geleistet bei der Konstruktion dieses klassischen Bildes alpiner Kultur. Wir mögen darüber lächeln, wenn sie heute noch beschworen werden, von Tourismusmanagern und Bauernfrühstückspolitikern, von Heimwehberglern und Theater spielenden Samaritervereinen. Doch sie sind verwurzelt in einer langen Forschungstradition, die vor allem die Archaik und Ursprünglichkeit der alpinen Kultur, die Jahrtausende währende Kontinuität und Traditionsbildung einer «ungestörten Entwicklung» hervorgehoben hat. Die Geistes- und Kulturwissenschaften suchten im Rahmen ihres traditionellen Kulturverständnisses in der Regel nach möglichst überschau- und isolierbaren kulturellen Einheiten, die auch räumlich verortet werden konnten, also in einer bestimmten Region «beheimatet» waren. Die intensiv erforschte Kultur des Alpenraums wurde lange Zeit gleichgesetzt mit statischen und altertümlichen Lebensweisen, während die dynamischen, modernen, prozesshaften Elemente nur langsam stärkere Beachtung fanden. Der Alpenraum galt daher geradezu als «Reliktlandschaft, die stärkste Bewahrerin alter Formen»,<sup>3</sup> als Rückzugsgebiet, in dem sich «Urformen» erhalten haben, die einen direkten Weg zur «Volksseele» weisen.<sup>4</sup>

Sind nicht Parallelen auszumachen zwischen diesen kulturwissenschaftlichen und den ökologischen Vorstellungen, zum Beispiel in Form eines Inseldenkens in den Kulturwissenschaften (sehr direkt etwa in der lange Zeit gepflegten Sprachinselforschung) und eines Denkens in der Ökologie (etwa bei den Inseluntersuchungen von Edward O. Wilson<sup>5</sup>), in der auch Räume wie die Alpen als Inseln erscheinen? Oder beim Wildnis-Denken, das der Archaik der Kulturwissenschaften entspricht? Inseln der Wildnis müssten bestehen bleiben, umgeben von Nutzungssystemen, welche sie durch strukturell geeignete Pufferzonen schützen, ist etwa im Buch «Biologische Vielfalt» von König und Linsenmair zu lesen.<sup>6</sup> Und können ökologische Reliktlandschaften mit kulturwissenschaftlichen verglichen werden? Warum vertreten Forscher, die für Diversität im Naturbereich eintreten, im Kulturbereich Thesen, die Kulturwissenschaftlern kalte Schauer über den Rücken jagen?<sup>7</sup> Wie hängt deren Vorliebe für Inselforschungen mit ihrem Menschen- und Kulturbild zusammen? Ist dieses geprägt von der naturwissenschaftlichen Erfahrung, wie sehr sich bestimmte «Eindringlinge»

schädlich bemerkbar machen können? Kann man Vergleiche mit kulturwissenschaftlichen Sichtweisen ziehen? Ich habe keine Antwort auf diese Fragen, möchte aber zwei in beiden Fachrichtungen wichtige Ebenen skizzieren, nämlich jene von Zeit und Raum: «Biodiversität ist eine Funktion von Zeit und Raum», ist im Band «Biodiversität» von Carsten Hobohm schon auf Seite drei zu lesen.<sup>8</sup> Dabei werde ich mich auf die zeitliche Dimension konzentrieren und die räumliche am Schluss knapp andeuten.

Kulturelle Diversität ist für ökologische Diversität zweifellos wichtig. Unterschiedliche Kulturen haben unterschiedliches Wissen, wie man mit der Umwelt umgeht. Wie der genetische Pool in der Biodiversität sollte auch der Pool an Ideen zum Überleben, den die verschiedenen Kulturen bilden, erhalten bleiben, lautet ein ökologisches Argument. Kultureller Wandel unterliegt aber wesentlich schnelleren Rhythmen als der Wandel in der Natur. Kann es hier Übereinstimmungen geben? Ist die zeitliche Dimension nicht derart unterschiedlich, dass ein Vergleich der beiden Ansätze unmöglich ist? Als die «Arbeitsgruppe Neozoa» in ihren «Stuttgarter Thesen» die Neozoen von natürlichen Expansoren unterschied, wählte sie ein Schlüsseljahr der Weltgeschichte: «Neozoen sind Tierarten, die nach dem Jahr 1492 unter direkter oder indirekter Mitwirkung des Menschen in ein bestimmtes Gebiet gelangt sind und dort wild leben.»<sup>9</sup> Damit entstehen Zeiträume, die für eine kulturwissenschaftliche Perspektive unendlich lang sind.

Neophyten und Neozoen können eine vorhandene Fauna oder Flora vermutlich ziemlich schnell dezimieren und schädigen. Andererseits dauert es ausgesprochen lange, bis wieder ein System mit hoher Biodiversität hergestellt ist. Pflanzen, die zum Teil vor mehreren hundert Jahren importiert wurden, tragen noch heute nichts zur Biodiversität bei, weil die einheimischen Pflanzen oder Tiere nicht auf sie ansprechen. Vielleicht wird Biodiversität deshalb häufig als relativ stabiles, aber heute akut gefährdetes System gedacht.

### Kontinuität – Konstruktion

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte in den Kulturwissenschaften nur zögernd eine Lösung von der Vorstellung des Alpinen als Reliktlandschaft: «[...] auch vom Standpunkte

der Wissenschaft aus scheint vieles für die unveränderliche Altertümlichkeit alpiner Kultur zu sprechen», hielt der Volkskundler Richard Weiss 1957 fest, erkannte aber jetzt in diesem Merkmal alpiner Kultur auch einen aus wirtschaftlicher Benachteiligung resultierenden Zwangskonservatismus.<sup>10</sup> Eine wesentliche Neuorientierung erfolgte mit Arnold Niederer, der alpine Kultur als Wechselspiel zwischen Kräften des Beharrens und des Wandels beschrieb. Er korrigierte damit Vorstellungen einer pauschal als altertümlich gesehenen Kultur, reduzierte die Rückständigkeit auf einige Elemente und erklärte diese in einem sachlichen Kontext. In seiner abwägenden Sicht ging es nicht mehr primär um die Frage alpin – nichtalpin, sondern um Beziehungen zwischen ländlichen und städtischen Regionen, zwischen vorindustriellem und industriellem Zustand. Er wies auf die Asynchronität zwischen dem äusserlich rezipierten Fortschritt und dem inneren Beharren der Bevölkerung hin. Bezüglich Fernseh- und Ferienverhalten, Konsumgewohnheiten und Kleidung, Wohnungseinrichtung und Pendlerwesen unterschied sich das Gros der alpinen Bevölkerung kaum mehr von jener in städtischen Gebieten. Unter der Oberfläche konnten aber, hielten Niederer und seine Schüler fest, andere Orientierungen das Denken und Handeln beeinflussen.<sup>11</sup>

Kulturwissenschaftler machten in der Folge verstärkt darauf aufmerksam, dass es im Alpenraum keine bewegungslose Gesellschaft gab. Jon Mathieu hat gezeigt, dass im inneralpinen Raum die kulturellen Unterschiede wichtiger sind als die natürlichen Gegebenheiten, die Gestaltungsmöglichkeiten der Menschen grösser, als die Naturgewalten zunächst vermuten lassen. In vielen Formen der Lebensgestaltung finden sich unterschiedliche Lösungen.<sup>12</sup> Thomas Antonietti beweist am Beispiel von Walliser Brauchtum, dass sich Vergleiche weit über den alpinen Raum hinaus herstellen lassen und betont, dass «sich alpine Kultur nur über das Beziehungsgeflecht, wie es zwischen Berg und Stadt seit Jahrhunderten besteht», erklären lasse.<sup>13</sup> Werner Bellwald schliesslich fordert kategorisch, die Suche nach kulturellen Gemeinsamkeiten im Alpenraum definitiv aufzugeben. Die Vorstellung von Gleichheit, so sein Fazit, sei von aussen herangetragen, weil Fremde die Feinheiten der sozialen Strukturen nicht erkannten; die Vorstellung von Stabilität, weil sie historische Entwicklungen nicht sahen und deshalb Lebensweisen als natürlich, unveränderlich, sogar territorial gebunden beschrieben.<sup>14</sup>

In den Kulturwissenschaften sind die Vorstellungen von Stabilität und Kontinuität auch in anderen Bereichen weitgehend relativiert worden, haben einem Denken Platz gemacht, das geprägt ist von Prozesshaftigkeit, Mobilität, Wandel, Verflechtung, Bricolage, Kreolisierung und Hybridisierung. Damit ist auch der Schutzgedanke weitgehend verschwunden. Vielmehr geht man davon aus, dass erst die Moderne diese beharrende Sichtweise entwickelt hat. «Invention of tradition» heisst der entsprechende Vorgang seit Eric Hobsbawm und Terence Ranger.<sup>15</sup> Die Moderne schafft sich die Bilder von Vergangenheit und von Tradition, die sie braucht. Das Spätere wird nicht als adaptiertes Überbleibsel des Früheren verstanden, sondern die Erzählungen vom Vergangenen werden als Funktion und Konsequenz der Moderne gedeutet. Die Moderne hat sich mit dem «Alpinen» ein bis heute wirkmächtiges – und vielfältig erneuerbares – Konnotationsreservoir geschaffen.<sup>16</sup> Forschungen zu Erinnerungsleistungen, zur Bildung von Traditionen und zu kultureller Identität zeigen, dass die Wahrnehmung der Vergangenheit ein von der Gegenwart geleiteter Prozess ist, der vielfältige Bündelungen, Brüche, Auslassungen und Neuinterpretationen beinhaltet. Für die Sicht der alpinen Kultur war etwa das Motiv der Flucht aus Gesellschaft, Zivilisation und Stadt wichtig. Nur wer bereits in dieser Moderne lebt, kann fliehen und daran glauben, dass Verlufterfahrungen durch ein «naturgemässeres Leben» wettzumachen sind. «Escapesapes» nennt Bernhard Tschofen die Alpen deshalb.<sup>17</sup>

Auch kulturelle «Abwehrkraft», ein eigentlicher Reinigungseffekt der Alpen wurde behauptet und aus natürlichen Bedingungen heraus erklärt: «Ich möchte sagen, je weiter wir in das bäuerliche Leben der Alpen hinaufsteigen (buchstäblich!), um so mehr gelangen wir in die Region reiner, sich gleich bleibender, vom Wechsel der Jahrtausende dünn berührter Lebensform.»<sup>18</sup>

In der Ökologie hingegen – so scheint mir zumindest – wird gerade die Stabilität, das Vermeiden von Störungen und Brüchen als zentral angesehen: «Die Biodiversität ist oft dort am stärksten entwickelt, wo sie die längste Geschichte, die geringsten Störungen, und den grössten Biotopraum zur Verfügung hat.»<sup>19</sup> Dieses Beharren auf Stabilität wird in Beschreibungen von Ökologen und Umweltgeographen gerade auch dann sichtbar, wenn sie sich mit kulturellen Aspekten

befassen – etwa in Begriffen wie Konstanz, Tradition, Authentizität und in einer bisweilen von Kulturpessimismus und Antiurbanismus geprägten Sicht.

Werner Bätzing hat mit Bezug auf die Alpen die These aufgestellt, dass «dort, wo sich Bauerngesellschaften eine mehr oder weniger grosse Selbständigkeit vom Feudalherren erkämpfen konnten, [...] der gemeinsame Schutz ihrer Kulturlandschaft gegen Raubbau im Zentrum ihrer selbst erarbeiteten Statuten» stand. Und er stellt fest: «Fremde Einflüsse, die von aussen den Bewohnern aufgezwungen wurden, seien es politische, wirtschaftliche oder militärische, stören diese Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur und führen daher zu ökologischen Problemen.»<sup>20</sup> Das ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht doch recht vereinfacht; Prozesse wie etwa die Wiederaufforstung wurden stark von aussen mitbestimmt, und auch lokale Gruppen und Machtträger gingen und gehen häufig skrupellos mit Ressourcen um. Sind es wirklich ausschliesslich «die Ansprüche von Herrschaft und Markt, die zur Übernutzung zwangen»?<sup>21</sup> Und ist es nicht eine Romantisierung früherer Zustände, wenn behauptet wird: «Eine Ungleichheit zwischen Mann und Frau entwickelt sich erst mit zunehmender Produktion für den Markt.»<sup>22</sup>

Wann immer bei Bätzing und anderen Autoren von alpiner Kultur und alpinem Brauchtum die Rede ist, erscheinen diese als alt und heidnisch. Der Betreff etwa geht «auf vorchristliche Zeiten zurück».<sup>23</sup> Einer als rein, angepasst und nachhaltig beschriebenen Kultur werden neue, fremde Gefahren gegenübergestellt: «Drittens kommt es heute oft vor, dass die alpinen Traditionen für die verschiedensten Zwecke gebraucht werden. Die grosse Herausforderung besteht darin, sie auf eine solche Weise lebendig zu halten, dass sie die regionale Identität und Verantwortung stärken. Es kann nämlich eine nachhaltige Entwicklung nicht realisiert werden, wenn lokale und regionale Alpenbräuche, Feste und Traditionen nicht mehr ihren Sinn in sich selbst haben, sondern wenn sie nur noch für einen anderen, fremden Zweck ausgeführt werden, wie z. B. zur Steigerung der touristischen Attraktivität, zur Wirtschaftsförderung oder zur politischen Profilierung einer Partei, einer Region oder eines Staates. Weil solche «falschen Inszenierungen» alpiner Traditionen die Realität verklären und verfälschen, stellen sie ein Hindernis für realitätsnahe Problemlösungen und für eine nachhaltige Entwicklung dar.»<sup>24</sup>

Die langen Linien des Urtümlichen und Heidnischen sind in der kulturwissenschaftlichen Forschung jedoch längst durchtrennt, und vieles von dem, was als traditionell, alt und tief verwurzelt angesehen wurde, hat sich als relativ neu und ganz modernen Interessen und Vorstellungen verpflichtet erwiesen. Identitätsbildungsprozesse, Traditionen, Feste dienen stets bestimmten Interessen, stehen immer in einem gesellschaftlichen Spannungsfeld, das es zu analysieren gilt, das aber nicht mit den Kategorien «echt – falsch» oder «eigen – fremd» untersucht werden kann. Dies würde zu einer Ökologie führen, die so wenig fruchtbar ist wie die in unserem Fach jahrelang geführte Debatte über Folklore und Folklorismus, die ebenfalls nach solchen Kriterien zu urteilen suchte.

Die Landschaft und deren Wahrnehmung sind vom geschichtlichen Wandel und unseren subjektiven Werten abhängig. Deshalb ändert sich das Bild von den Alpen ständig. «Die Alpen sind ganz und gar ein geschichtliches Phänomen», schreibt Hans Weiss im Artikel «Welche Zukunft für die alpine Kulturlandschaft?» Dennoch spricht er dann davon, dass die neuen touristischen Formen wie Skiarenen, Erlebnis-, Techno-, Themen- und Vergnügungsparks Land und Boden verbrauchen, «die dann für authentische Erlebnisse und Angebot [sic] nicht mehr zur Verfügung stehen. Inszenierte Freizeitparks dehnen sich samt ihren die Mobilität fördernden Nebenfolgen auf Kosten authentischer Landschaft aus.» Was aber ist authentisch, wenn Landschaft von geschichtlichem Wandel und unseren subjektiven Vorstellungen abhängig ist, wie Weiss oben sagt, wie kann man diesen Begriff sinnvoll nutzen, wenn man die Subjektivität der Wahrnehmung erkannt hat?<sup>25</sup>

Ähnliche Abwehrhaltungen gegen moderne Entwicklungen werden auch in einem antiurbanen Gefühl sichtbar, wenn Bätzing beispielsweise fordert, «Alpenrandstädte mit mehr als 40'000 bis 50'000 Einwohnern von den Alpen auszuschliessen».<sup>26</sup> Solche stadtkritischen Reflexe sind in der Schweiz besonders ausgeprägt, dominierten auch lange Zeit in der Volkskunde und haben Querverbindungen zur Ideologie der Heimat- und Naturschutzverbände, welche die Prozesse gesellschaftlicher Modernisierung und Urbanisierung zutiefst skeptisch verfolgten und mit Sehnsüchten nach der Wiederherstellung einer verlorenen Zeit beantworteten. Sie bekämpften Entfremdungs-

erfahrungen mit dem hartnäckigen Hinweis auf die Harmonie alter Ordnungen, welche nachhaltig aus dem Gleichgewicht gebracht würden.

Gemäss einer eher prozesshaften Sicht in den Kulturwissenschaften und einer eher systemhaften in der Geographie und Ökologie wird die Frage der kulturellen Identität unterschiedlich interpretiert: Bätzing sieht «kulturelle Identität» als «Bezeichnung für ein verankertes Werte- und Normensystem, das die Handlungen des einzelnen Menschen prägt».<sup>27</sup> In den Kulturwissenschaften hingegen dominieren Vorstellungen, die auf die Konstruktion und Dekonstruktion, auf die Zentrierung und De-Zentrierung des modernen Subjekts eingehen und schliesslich das Bild einer grundsätzlich dynamischen, hybriden kulturellen Identität entwerfen.<sup>28</sup>

## Kompensation

Damit erfüllen die Kulturwissenschaften aber nicht mehr die Aufgabe, die ihnen von verschiedenen Seiten zugewiesen wurde, nämlich die der Kompensation von Verlustgefühlen in einer sich rasch wandelnden, gerade durch naturwissenschaftliche und technische Errungenschaften sich verändernden Welt.<sup>29</sup> In dieser Sicht sind die Kultur- und Geisteswissenschaften in der Rolle der Krankenpflegerinnen für die Modernisierungsschäden zuständig, tendenziell nachhinkende Lückenbüsserinnen für diejenigen lebensweltlichen Bereiche, die von den dominierenden exakten Wissenschaften nicht ausgefüllt werden können.

Doch die Kulturwissenschaften versuchen inzwischen, Wandel zu verstehen, ihn nicht mehr einfach als Problem zu sehen, und auch Chancen und Potenziale herauszuarbeiten. Das heisst nicht, dass sie nun bedingungslos Fortschrittsgläubige geworden wären, aber dennoch ist das Element des Bewahrens und Schützens, das ja immer auch Formen des Einhegens und Musealisierung einschliesst, zurückgetreten. Die Kulturwissenschaftler arbeiten zwar das kulturelle Erbe permanent auf, «übersetzen» es und eignen sich so Wissen an, das sie auch der Gesellschaft zur Verfügung stellen. Ohne Erinnerung gibt es keine Identität, und identitätslos lässt sich

die Zukunft nicht angehen. Aber die Erinnerungsleistungen sind komplex, vielfach konstruiert und gefiltert; einfache Vorstellungen von Tradition und Kontinuität werden deshalb der Realität kaum gerecht.

Auf der anderen Seite aber entwickelt die Ökologie im weitesten Sinne Ansätze, die auf dieses Bewahren und Schützen ausgerichtet sind, aufgeschreckt ebenfalls durch den Wandel und dessen Folgen, die Zerstörung der Umwelt. Offensichtlich hat man lange Zeit, in der Phase der Industrialisierung, den Verlust vor allem auf der gesellschaftlichen Seite gesehen und in diesem Bereich entsprechende Theorien entwickelt (obwohl die Umwandlung der Tier- und Pflanzenwelt schon damals enorm war). Und umgekehrt macht sich heute die Verlusterfahrung vor allem im Bereich der Natur bemerkbar, bis hin zu Szenarien der totalen Zerstörung unserer Lebensgrundlagen.

Möglicherweise sind die Geistes- und Kulturwissenschaften auch deshalb in die in den letzten Jahren viel diskutierte Krise geraten, weil sie die ihnen einst zugeschriebene Funktion des Kompensierens und Bewahrens nicht mehr erfüllen, nicht mehr erfüllen wollen. Sie bieten keine Stabilität und keine Übersichtlichkeit mehr, im Gegenteil, sie stellen alles in Frage, bisweilen sogar ihre Rolle in diesem Prozess.

Übernimmt in Zukunft die Ökologie diese Funktion, wird sie zur Leitwissenschaft des Kompensierens, auch in einem sehr wörtlichen Sinn, nämlich durch die Schaffung von Kompensationsräumen, welche die Schäden der modernen Gesellschaft ausgleichen? Die Alpen könnten durchaus zu einem solchen Kompensationsraum werden.

Allerdings entsteht durch diesen Wechsel auch eine gewisse Inkompatibilität. Brennweite und Fokus der beiden Ansätze passen nicht so recht zusammen. Wohl deshalb erschrecken Kulturwissenschaftler bisweilen, wenn sie in Publikationen zu den Alpen ihre Ahnen zitiert finden, von denen sie sich weitgehend verabschiedet haben. Und wohl deshalb haben die Ökologen Mühe mit den Kulturwissenschaften, die so wenig Interesse zeigen für die längerfristigen naturräumlichen Zusammenhänge.

Die konstruktivistischen Vorstellungen sind in den Kulturwissenschaften mittlerweile sehr verbreitet. Auch wenn die Unterschiede zwischen den einzelnen Ansätzen enorm

sind, ist eine generelle Tendenz, den Menschen und seine Kultur als Konstruktion zu sehen, doch bis zu einem gewissen Grad Allgemeingut geworden. Selbst als so natürlich und unwandelbar angenommene Dinge wie der Körper erscheinen im Lichte neuerer Forschung als Konstrukt menschlicher Einbildung und Kultur. Wie aber soll man bei naturräumlichen Prozessen mit dem konstruktivistischen Ansatz umgehen, der Natur als «gedacht» und «gemacht» interpretiert? Ihm steht eine «naturalistische» Sichtweise gegenüber, in der Natur als normative Grösse mit objektiver Substanz erscheint, welche nicht von den Menschen abhängig ist. Denjenigen, die sich mit der Natur beschäftigen, ist zunehmend die Abhängigkeit der Menschen von der Natur, die Fragilität dieser Beziehung bewusst geworden. Der Konstruktivismus erscheint ihnen als anthropozentrische Ideologie und als moderner Machbarkeitswahn, der Grenzen und Zwänge der Natur beharrlich ignoriert. Die «Naturalisten» verweisen auf eine objektive, kulturunabhängige und universale Wirklichkeit der Natur, der sich auch menschliche Kultur nicht zu entziehen vermag. Natur ist hier nicht das «Gedachte» und «Gemachte», sondern das aus sich selbst Gewachsene, Nichtproduzierte.<sup>30</sup>

Wie können die Kulturwissenschaften angesichts ihrer Ansätze und Theorien, die das konstruktivistische Element so stark betonen, das Gespräch mit Geographen, Biologen und Ökologen finden, welche die Natur als normative Grösse mit objektiver Substanz sehen?

Man könnte allerdings auch umgekehrt argumentieren: Gerade weil die Ansätze so unterschiedlich, die Denkrichtungen entgegengesetzt sind, besteht eine Chance der Kooperation im Sinne des Aufeinanderlegens unterschiedlicher Folien auf das gleiche Phänomen. Das aber braucht den Mut, die eigenen Ansätze von den anderen in Frage stellen zu lassen, und die Offenheit, sich auf Neues, Unvertrautes einzulassen. Und es braucht vor allem auch die Zeit, sich mit den Denkmodellen der Gegenseite auseinanderzusetzen. Dies sind alles Eigenschaften, die nicht sehr weit verbreitet sind und die auch nicht zu den primären Tugenden von Akademikern zählen, welche in ihrem Fach etwas erreichen wollen. Die Chancen, dass dieser Austausch wirklich stattfindet, sind deshalb nicht sehr gross. Aber sie sind da, und sie könnten und sollten genutzt werden.

## Offene Zeit – geschlossener Raum?

Nachdem nun – bewusst auch zuspitzend – Unterschiede in der Wahrnehmung herausgearbeitet und notwendige Relativierungen und Differenzierungen weggelassen wurden, um die Differenz zwischen kulturwissenschaftlichen und ökologisch-naturwissenschaftlichen Zugängen zu betonen, muss abschliessend erwähnt werden, dass es auch Kongruenzen gibt. Während das bisher Gesagte vor allem die Vorstellungen der zeitlichen Entwicklung betraf, werden in der Wahrnehmung des Raums nämlich viele Parallelen sichtbar. Die oben beschriebene Sichtweise auf die Kulturwissenschaften als konstruktivistisch und Vorstellungen von Tradition und Kontinuität durchbrechend muss dabei wieder relativiert werden. In der intensiven Debatte um Regionen und Regionalisierung werden nämlich neue Verortungen und Abgrenzungen angestrebt oder alte revitalisiert. Auch in den Kulturwissenschaften wird mit dem Regionenkonzept erneut der Versuch sichtbar, bei aller Konstruktion und Prozesshaftigkeit doch wieder überschaubare, klar strukturierte und stabile Gebilde zu schaffen. Und in der Ökologie sieht man in der Sicherung von Regionen und regionalem, beispielsweise alpinem Bewusstsein, die Möglichkeit, nachhaltige, die biologische Diversität fördernde Massnahmen durchzusetzen.

Dabei besteht die Gefahr einer essentialistischen Sicht auf Regionen, die der Sicht auf Nationen im 19. Jahrhundert vergleichbar wäre und die zu ähnlichen problematischen Folgen der Abschliessung, Eingrenzung und Betonung der Differenz führen könnte. Die Bildung eines regionalen, etwa alpinen Bewusstseins erscheint in einer solchen Perspektive nicht einfach als Gegenpol zur Globalisierung, sondern als deren Ergänzung, so wie im 19. Jahrhundert in der Schweiz etwa das regionale Bewusstsein parallel zum nationalen gefördert wurde.

Regionalisierung wird verstanden als Rückbesinnung auf eigene Qualitäten bei der Bewältigung eines tendenziell globalen Strukturwandels. Ökonomisch betrachtet, haben die globalen Vergesellschaftungsprozesse den neuen Regionalismus hervorgerufen, und zwar als Teil ihrer selbst: Die mit der globalen Vergesellschaftung einhergehende Entdifferenzierung ist es, die zur «Entdeckung», «Wiederbelebung oder Erfindung regionaler Besonderheiten wirtschaftlicher Teilräume» geführt hat. An die Grenzen einer rein ökonomischen Theorie

und Praxis gestossen, setzt man nun auf die «Strategie eigenständiger und endogener Entwicklung», die «Regionen nicht nur als wirtschaftliche Nutzungsräume, sondern ebenso als kulturelle Identitäts-, ökologische Lebens- und politische Entscheidungsräume» betrachtet.<sup>31</sup>

Wie sehr unterscheidet sich ein Europa, in dem einerseits ein europäisches Bewusstsein entsteht, andererseits aber regionale Identitäten und Eigenheiten betont werden, wirklich von einem Europa der Nationalstaaten, das entsprechende Identitäten und Abgrenzungen geschaffen hat? Die resultierende «Kulturalisierung» politischer und geographischer Einheiten lässt sich heute in staatsinternen Regionen ebenso beobachten wie in staatsübergreifenden Grossregionen. Wir finden uns einer Reihe von Interessen und Akteuren gegenüber, die Regionen zu bewirtschaften suchen, die in den Regionen in einer sich zu entnationalisieren versuchenden Zeit politisches Potenzial vermuten oder in ihnen Flucht- und Sehnsuchtsbilder wahrnehmen (was wiederum von anderen ökonomisch genutzt wird).

Während bei den zeitlichen Vorstellungen also Unterschiede zwischen kulturwissenschaftlichen und ökologisch-naturwissenschaftlichen Zugängen bestehen, werden bei räumlichen Konzepten durchaus vergleichbare Ansätze sichtbar. Die Frage, wie diese unterschiedlichen Sichtweisen zu zeitlichen und räumlichen Strukturen und Prozessen sinnvoll zusammengeführt werden können, bleibt von ebensolcher Wichtigkeit wie diejenige, wie kulturwissenschaftliche und ökologisch-naturwissenschaftliche Modelle erkenntnisfördernd miteinander zu verknüpfen sind.

## Anmerkungen

- 1 NZZ, 11.6.02, S. 14.
- 2 Bright, Chris (1995), «Bioinvasion. Der Vormarsch der fremden Arten», in: *World Watch* 4 (5), S. 10–23, hier S. 22.
- 3 Helbok, Adolf (1931), «Zur Soziologie und Volkskunde des Alpenraumes», in: *Zeitschrift für Volkskunde*, NF III, 41, S. 101–112, hier S. 102 und S. 108f.
- 4 Tschofen, Bernhard (1999), *Berg – Kultur – Moderne. Volkskundliches aus den Alpen*, Wien: Sonderzahl, S. 53.
- 5 MacArthur, Robert H., Wilson, Edward O. (2001), *The*

- Theory of Island Biogeography*, Princeton: Princeton University Press.
- 6 König, Barbara, Linsenmair, Karl Eduard (Hg.) (1996), *Biologische Vielfalt*, Heidelberg: Spektrum, S. 171.
  - 7 Zum Beispiel der berühmte Edward O. Wilson.
  - 8 Solbrig, Otto Thomas u.a. (ed.) (1994), *Biodiversity and Global Change*, Wallingford: CAB International, S. 7, zit. nach Hobohm, Carsten (2000), *Biodiversität*, Wiebelsheim: Quelle und Meyer, S. 3.
  - 9 Arbeitsgruppe Neozoa, ««Stuttgarter Thesen» zur Neozoen-Thematik», in: Gebhardt, Harald u.a. (Hg.) (1996), *Gebietsfremde Tierarten: Auswirkungen auf einheimische Arten, Lebensgemeinschaften und Biotope. Situationsanalyse*, Landsberg: ecomed, S. 311f.
  - 10 Weiss, Richard (1957), «Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart», in: *Die Alpen* 33, S. 209–224, hier S. 217, S. 221.
  - 11 Niederer, Arnold (1993), *Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel: ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 bis 1991*, Bern: Haupt.
  - 12 Mathieu, Jon (1992), *Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800*, Zürich: Chronos.
  - 13 Antonietti, Thomas (1994), ««Für Gott und Vaterland». Streiflichter auf das kirchliche Brauchtum im Wallis», in: Haid, Gerlinde u. Hans (Hg.), *Brauchtum in den Alpen. Riten, Traditionen, lebendige Kultur*, Bad Sauerbrunn: Edition Tau, S. 13–28, hier S. 28.
  - 14 Bellwald, Werner (1997), «Kultur aus Natur? Alpen und «alpine Kultur» in wissenschaftlichen Perspektiven und die Instrumentalisierung des «Alpinen» in der Öffentlichkeit», in: Dittmar, Jürgen, Kaltwasser, Stephan, Schriewer, Klaus (Hg.), *Betrachtungen an der Grenze. Gedenkbuch für Peter Assion*, Marburg: Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften, S. 199–237, hier S. 228.
  - 15 Hobsbawm, Eric, Ranger, Terence (ed.) (1983), *The Invention of Tradition*, Cambridge: Cambridge University Press.
  - 16 Tschofen (1999), wie Anm. 4, S. 10.
  - 17 Ebd., S. 14–16.
  - 18 Helbok, Adolf (1931), «Zur Soziologie und Volkskunde des Alpenraumes», in: *Zeitschrift für Volkskunde* NF III, 41, S. 101–112, hier S. 108f. Vgl. dazu: Tschofen,

- Bernhard (1993), «Aufstiege – Auswege. Skizzen zu einer Symbolgeschichte des Berges im 20. Jahrhundert», in: *Zeitschrift für Volkskunde* 89, S. 213–232.
- 19 Schmid, Bernhard (2002), *Biodiversität: Prinzip und Messbarkeit*, Abstract zum SAGW-Workshop Alpenforschung 2002 «Kulturelle Diversität im Alpenraum», Thun, 29./30. November 2002.
  - 20 Bätzing, Werner (1984), *Die Alpen. Naturbearbeitung und Umweltzerstörung: eine ökologisch-geographische Untersuchung*, Frankfurt a. M.: Siedler, S. 120, 128, 36, 96.
  - 21 Kramer, Dieter (1986), «Die Kultur des Überlebens. Kulturelle Faktoren beim Umgang mit begrenzten Ressourcen in vorindustriellen Gesellschaften Mitteleuropas. Eine Problemskizze», in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XL/89, S. 209–226, hier S. 220.
  - 22 Bätzing, Werner (1997), *Kleines Alpen-Lexikon. Umwelt, Wirtschaft, Kultur*, München: C. H. Beck, S. 108.
  - 23 Ebd., S. 17.
  - 24 Bätzing, Werner (2002), *Die aktuellen Veränderungen von Umwelt, Wirtschaft, Gesellschaft und Bevölkerung in den Alpen*, im Auftrag des Umweltbundesamtes, gefördert durch das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Berlin, S. 27.
  - 25 NZZ, 21./22.9.2002, S. 81f.
  - 26 Werner Bätzing (1997), wie Anm. 22, S. 10.
  - 27 Ebd., S. 124.
  - 28 Vgl. Hall, Stuart (1994), «Die Frage der kulturellen Identität», in: ders., *Rassismus und kulturelle Identität*, Hamburg: Argument-Verlag, S. 180–222 (Ausgewählte Schriften, 2).
  - 29 Vgl. dazu Felt, Ulrike, Nowotny, Helga, Taschwer, Klaus (1995), *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt a. M.: Campus, v.a. Kap. 6.2. Die Diskussion über die Funktion der Geisteswissenschaften, S. 158–160.
  - 30 Wichtige Anregungen zu diesem Absatz verdanke ich PD Dr. Friedemann Schmoll vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen.
  - 31 Brugger, Ernst A. (1984), «Endogene Entwicklung. Ein Konzept zwischen Utopie und Realität», in: *Informationen zur Raumentwicklung*, Heft 1/2, S. 6, zit. nach Lindner, Rolf (Hg.) (1994), *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*, Frankfurt a. M.: Campus, S. 7.